



Das Pfingstgeständnis.

Von Käthe Lubowski.

(Nachdruck verboten.)



„Wijichen Volkusz und Dorgun, hart vor dem ruffischen, damals schwer umkämpften Grodnow war's gewesen, als der Hauptmann Ildo Hellriegel in den Höllenschlund des tollsten Gewehrfeuers mit seiner Batterie hingeriet. — Bumm — Bumm — Bumm — immer über seinen Kopf fort, denn er war kein Niese von Gestalt, ging's — schlug die Kameraden rechts und links nieder — hieb hier und da ein paar Glieder ab als seien es morsche Zweige, die den Wintersturm schlecht vertragen können... Und traf endlich auch ihn! Ins Gesicht hinein! — Gerade, als er mit „Deutschland, Deutschland über alles“ die kleine feindliche Höhe stürmen wollte. Unterkiefer zerschmettert — Gesicht noch ein wenig verzerrt und vergogen. Und nun war er endlich nach vier langen Monaten des Stillhaltens hier in Berlin, in der zahnärztlichen Klinik des Professor Jangereich, der schon so viel Wunderkuren vollbracht hatte.

Eigentlich hätte Hauptmann Hellriegel schon viel weiter sein müssen! Da stimmte irgend etwas bei ihm nicht! — Er war zu kopfhängerisch geworden. Und doch erhielt er regelmäßig Briefe mit dem Poststempel Berlin, offenbar von einer Damenhand geschrieben, und einmal fragte er die zarte, liebliche Schwester, die all diese Wochen um ihn gewesen war, voll schlecht unterdrückter Erregung: „Schwester Irene, was soll ich nur dagegen tun, denken Sie, eine will mich Pfingsten hier besuchen, und ich — kann sie doch nicht sehen!“ Die junge Pflegeschwester hob nicht — wie sonst — frei die Blicke zu ihm empor. Sie tat nur eine leise Gegenfrage:

„Und warum nicht, Herr Hellriegel?“

Seine Worte flangen noch unverständlicher als sonst schon wegen der schweren Verletzung. Aber die Pflegerin verstand ihn doch.

„Es ist eine lange Geschichte, Schwester.“

„Und ich darf sie nicht hören, nicht wahr?“

„Doch,“ sagte er hastig und suchte ihre Blicke,

fand sie aber immer noch nicht und tat einen tiefen Seufzer. „Doch... gerade Sie! Wenn es sie nicht langweilt. Ich hatte einen Freund, einen Amerikaner. Er war mir alles, starb aber in einem Duell hier in Berlin, wo er Studien trieb. Ich schrieb es der Schwester, die dazumal noch in Chicago lebte. Sie antwortete mir, wir kamen in einen lebhaften Briefverkehr und — ja, wie soll ich es nur sagen, ich fühlte, daß ich das Mädchen lieben würde, wenn ich sie sehen werde. Ich sah sie aber nicht. Es schob sich allemal, wenn es so weit war, etwas dazwischen. Zuletzt, als sie nach Berlin zu einer Verwandten von drüben rüber kam — ich glaube wirklich, es war um mich... kam der Krieg. Sehen Sie — und immer schrieb sie mir wieder, schickte Liebesgaben — wußte guten Trost für mich,

und ich liebte sie wirklich. Dachte es wenigstens. Da kam die Verwundung, und Sie...“ Er brach ab, als habe er zuviel verraten, und stöhnte auf. „Ich weiß nicht, was mit mir geschehen ist, — aber — ich kann sie nicht mehr sehen. Der Zustand mit ihr quält mich plötzlich unjagbar. Sie soll mich nicht Pfingsten hier besuchen.“

Die langen, dunklen Wimpern der Schwester blieben nach wie vor gesenkt. „Sie fühlen sich äußerlich so sehr verändert, daß Sie es darum nicht wollen?“ fragte sie leise.

„Nein,“ sagte er ehrlich. „Darum ist es nicht! Wunderbarerweise hat meine Verletzung gar nichts damit zu schaffen. Ich kann so nicht...“

„Seien Sie nicht übereilt,“ warnte sie schweizerlich.

Er schüttelte hastig den blonden Kopf.

Ich säumte schon zu lange — denn — es gibt einen Grund in meinem Leben.“

Sie mochte nicht fragen, was es sei. Sie wartete ein Weilchen. Dann, als er schwieg, brach sie das Gespräch ab.

„Sie haben heute genug gesprochen, Herr Hellriegel.“

„Kann ich nicht noch ein paar Sätze sagen, Schwester Irene?“

„Nein, nein.“ Er sagte aber doch noch etwas.

„Sie heißt auch Irene wie Sie — komisch nicht wahr?“

Sie lachte klingend auf.

„Sie sollen bald an die Sonne, Herr Hellriegel. Ich will mit dem Professor sprechen. Vielleicht gehen Sie Pfingsten unter dem blühenden Flieder mit Ihrer amerikanischen Freundin spazieren.“

Dann nickte sie ihm zu und glitt in das Neben-zimmer, ihn allein lassend. Und er grübelte über die Wandlung, die plötzlich mit ihm — dem bisher so beständigen und ernsthaften Menschen, geschehen war, und wußte sich keinen Rat.

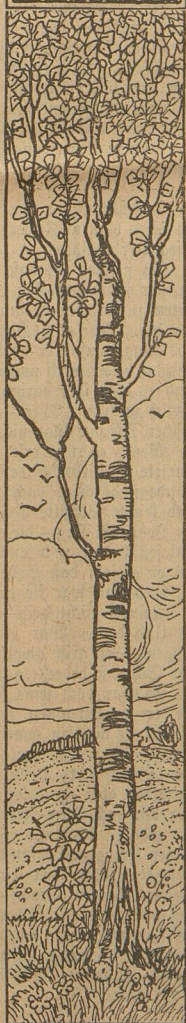
Wohl eine Stunde lang er nach, dann entschloß er sich zum Schreiben an sie, welche er doch noch bis vor kurzem gemeint hatte, zu lieben, obwohl er sie von Angesicht zu Angesicht noch nicht kannte. Und schrieb er lange vier Seiten.

Als Schwester Irene endlich wieder mit der appetitlich zurechtgemachten Schüssel zum Nachtmahl bei ihm erschien, schalt sie:

„Wie können Sie nur in dem Zwielicht schreiben, Herr Hellriegel.“

„Ich mußte den Brief noch heute zu Ende bringen,“ sagte er eigenfönnig und kühl. „Wollen Sie ihn mir — wie die andern — nachher gütigst bejorgen, Schwester Irene?“

Sie steckte ihn hastig in die Tasche der weißen, blendenden Schürze. „Gern — aber — nun seien Sie auch ganz verständlich. Essen Sie brav, und



nachher lese ich Sie in den Schlaf, denn das bekannte Wunderpulver gibt es jetzt nicht mehr."

Und er lauschte eine Zeit später der weichen, klingenden Stimme — verstand kaum, was sie sagte, berauschte sich doch an jedem Laut. Und dann — schloßen sich seine Augen und er murmelte einen Namen im Traum — voller Zärtlichkeit und Verlangen — „Irene.“ Und die junge Schwester schauderte leicht zusammen und stand auf, um das Fenster zu schließen, weil sie meinte, die Luft ginge draußen zu kühl für ihren Gesehenden.

Und stand noch ein Weilschen, als sähe sie ein Wunder und sah doch nichts, als daß es unter den kleinen Pfingstrosen zu leben begann mit tausend grünen sprühenden Knospen.

Und das Pfingstfest kam, als die Zeit erfüllt war!

Hauptmann Hellriegel sah bleich und höflich aus. Er zeigte eine zunehmende Gereiztheit und verschloß sich auch seiner Pflegerin gegenüber. Nur am Sonnabend vor dem großen Fest des Heiligen Geistes meinte er kurz und haßig zu ihr:

„Ich werde morgen Besuch haben, Schwester Irene. — so gegen 12 Uhr mittags. Wenn Sie mir den Gejallen tun möchten und dafür sorgen, daß ich dann ganz ungestört bleiben werde...“

Und sie nickte wohlwollend und sagte nichts — tat keine Frage — sondern ging viel schneller fort von ihm und vergaß ihm auch heute vorzulesen.

Sie mußte nämlich ganz heimlich etwas für sich allein lesen. Einen Brief, den sie doch schon auswendig kannte, weil sie ihn hundertmal und noch öfter gelesen. Und doch wiederholte sie einen Satz und presste schließlich die feinen roten Lippen darauf...

„Sie haben mir geantwortet, daß es einem Wahnsinn und bitte nur, daß Sie mir verzeihen mögen und mir am Pfingstsonntag nicht zu harte Vorwürfe über meine Unbeständigkeit machen. Denn ich habe eine andere Liebgewonnene und kann nicht — gerade weil ich ein preußischer Hauptmann bin...“

Das Pfingstfest kam in Glanz und Pracht, und die alten blauen Fliederbäume lingen voll schwerer gefegneter Dolben!

Da geschah es, daß Hauptmann Hellriegel am Fenster stand und sich leise vor den nächsten Minuten zu fürchten begann. Sein Leben lag dunkel vor ihm. Nun er die Hand der reichen Amerikanerin ausschlug, mußte er doppelt hart für seine Mutter und die beiden noch unversorgten Schwestern sparen. Und es war ihm darum fester genug geworden, so ehrlich zu sein. Aber — wie gesagt — ein preußischer Offizier lügt nicht.

Wenn es nur erst vorüber sein möchte! Er wartete mit fieberhafter Ungebuld auf die Mittagstunde und schraß doch zusammen, als sie da war und leichte Schritte hörbar wurden.

Jetzt kam sie — die er nur aus ihren zahlreichen Briefen kannte und auch zu lieben gemeint hatte, bis er ein sah, daß Liebe anders ist und tut.

Und nun war sie da.

Nein — nicht doch — noch immer nicht. Und doch. War es ein Traum? Er rieb die Augen — er griff an die Stirn, die sich langsam mit Schweiß bedeckte. Was war das?

Es war doch seine kleine Pflegschwester Irene, die er liebgewonnen hatte, — um deretwillen er die andere nicht zu seiner Braut machte. Und doch nicht — denn was sagte sie zu ihm:

„Lieber Herr Hellriegel, ich schäme mich zwar fürchtbar, aber — ich kann es nun nicht mehr ändern. Ich bin doch Ihre Irene, die Schwester des toten Freundes. Wirklich! Ich habe mich gleich vom Noten Kreuz zu Beginn des Krieges ausbilden lassen und trat dann hier ein. Und wollte Sie ganz heimlich kennen lernen — ehe Sie in aller Form um mich warben. Aber nun wollen Sie mich ja nicht mehr. Denn ich habe doch den Brief an die Irene aus Chicago öffnen und lesen dürfen, weil ich es ja war. Sie lieben doch eine andere — nicht wahr?“

Ungezählte Antworten und Vorwürfe drängten sich in seinem Hirn zusammen. Und er redete doch nur ein Wort — einflüchtig — fest — treu — echt deutsch. — Seine Lippen sprachen es. Heiß — innig.

„Du... Du...“ Und der Heilige Geist der Pfingsten ergänzte das andere, indem er die junge Schwester einfach in die Arme des preußischen Offiziers trieb.

Im Hexenring.

Roman von A. Schoebel.

(7. Fortsetzung) (Abändern verboten.)

Der Pferdehuf schüttelte den grauen Stoppelpfopf und zeigte auf seine Füße. Die waren dick umwickelt — nicht rühren konnte er sie. Und um sein Gehör, da stand's auch schlimm heute.

„Wenn ich nicht recht hör“, schrie er Hannah zu, so laut, als wolle er sich selber seine Rede verständlich machen, „dann kann kein Sterbensmensch auf Sonne rechnen. Das dauert seine Zeit.“ Er zog seine haarigen Ohrspüßel lang. „Bis ich nu wieder hör.“

Betrübt machte sich Hannah auf den Heimweg. Jetzt plätscherte der Regen förmlich nieder, — das seine Kieseln und Tröpfeln hatte aufgehört, — es goß. Auf dem freien Plage vor der „Forelle“ sammelte sich das Wasser in Pfützen.

Hannah spiegelte ihr betrübt Gesichtchen ein paar mal darin. Ganz verzerrt zeigte sich's ihr in den von dem niederfallenden Regen bewegten Flächen. Anders als auf dem Märchenbilde, — o, wie anders.

Sie dachte nach. Unter welchem Vorwande sollte sie nachmittags forschlüpfen? Und war denn überhaupt Aussicht vorhanden, daß er sich auf der Wiese einfänden würde bei diesem abgeseuchten Wetter? Sie weinte beinahe. Die Malfräuleins neckten sie mit ihrer Jammerneine.

Sie trachtete sich zu beherrschen. Morgen, da war ja schließlich auch noch ein Tag. Morgen, da würde die Sonne wieder scheinen, morgen, da würde sie ihm entgegenlaufen können, selig, fröhlich, — jauchzend.

Herr Gott, — morgen!

Der Regen schien mit derselben Beharrlichkeit und Ausdauer seine Pflicht erfüllen zu wollen, wie es vorm die Sonne getan hatte. Als sogenannter Landregen hatte er sich in Permanenz erklärt. In Form von silbernen Schutüren kam er vom Himmel herab, als würde dort oben eifrig und unablässig gepolten für den Bedarf der Erdenkinder.

Schade nur, daß er zu so unwillkommener Stunde eingeseigt hatte.

„Meine Ernte“, jammerte die Forellenwirtin, „der noch dies und jenes Feld draußen ungeschnitten lag. „Mein Heu —! Faulen wird's —! Dieser verwünschte Regen —!“

Auch andere Dinge als das Wetter machten ihr den Kopf heiß.

Die Malfräuleins vollführten während ihrer unwilligen Gefangenschaft einen Schabernack im Hause, der an Abergwitz grenzte. Das vergoldete Wirtshauschild „Zur lustigen Forelle“ schienen sie mit neuem Glanze verklären zu wollen.

Durch alle Räume tobten sie, guckten in jede Truhe, in jede Schublade, — stöberten darin und zogen alte Bauerngewänder ans Licht; verkleideten sich, jangen, freischn, lachten und tanzten, rauchten wie die Schornsteine, — vor allem aber tranken sie.

Die Heiligthümer der „Forelle“ wurden von den Vortrettern geriffen und entweiht zu schönem Mißbrauche.

Aus den chinesischen Tassen, die die Forellenwirtin kaum anzusehen gewagt hatte, in der Furcht, schon ein Blick könne das eine Porzellan zerprengen, — aus den chinesischen Tassen dampfte Kaffee. Sie wurden geschwenkt, auf die Unterfüße gestoßen.

Was wunder, daß schon am zweiten Gebrauchstage ein paar der verschörfelten, aus dünnen Chinesenzöpfen gedrehten Henkel abgeknickt dalagen.

Der prachtvollen bunten alten Kanne, einem Lieblingsstücke der Forellenwirtin, dem ersten Geschenke ihrer Schwiegermutter, wurde die Schnauze abgeschlagen!

„Es geht zu fitten!“ schrien die Malfräuleins, als die Kanne unversehens und behend aus ihrer Mitte entführt wurde. Alles ginge zu fitten im Leben. Man solle doch nur die Tilla ansehen. Die habe ein paar tüchtige Sprünge weggehakt. Und nicht nur im Herzen. Auch im Kopfe. Sprünge im Kopfe seien gar schwierig zu fitten. Und doch habe irgendeine geheimnisvolle Hand die Tilla wieder geleimt und auf die Füße gestellt. Die würde nun mindestens zwei Menschenalter aushalten und einen tüchtigen Knuff vertragen lernen.

Die Tilla lachte zu diesen losen Reden und nahm sie nicht ein bißchen übel. Sie war munter wie ein Ecksäckchen vom Krankenlager aufgestanden und fühlte plötzlich eine Lebensfreude in sich, die in lauter kleinen Entladungen zutage trat.

Das großartige Wesen war von ihr abgefallen; fröhlich und natürlich gab sie sich, selbst in diesen tollen Tagen garnicht abweisend und stolz. Sie lachte mit den Nussinnen, die hinter den gläsernen Stiefeln saßen und daraus Punsch tranken. Sie ließ sich die schönen weichen Haare von ihnen flechten und einen roten, biademartigen Papierstreifen auflegen, den sie „Kalojschnitt“ nannten. Schön sah sie damit aus! Und die Nussinnen behaupteten, wenn sie in vergangenen Tagen gelebt hätte, schwur-sicher würde sie eine Barin geworden sein, — vorausgesetzt, daß ihr ein Jar über den Weg gelaufen wäre.

Der Vortreher der Maltschule, der Herr Professor, eilte ängstlich hin und her wie eine Glucke, die Papageien, Paradiesvögel und ähnliches Getier ausgebrütet hat. In Unterrichtsgegen war nicht zu denken. Die Malfräuleins schienen völlig aus dem Häuschen geraten zu sein, trotzdem sie im Häuschen sitzen mußten, vom Regen wie durch einen Vorhang abgeschlossen von der grünen, motivreichen Welt draußen.

Nur einer fehlte inmitten der lustigen Kumpanei: der Degenschlucker!

So mancher Tropfen wurde seinem Andenten geweiht, und die Biene bot alle ihre Kunstfertigkeit auf, um seine Gestalt in möglichster Naturtreue an die Wand der Trinkstube zu zaubern: klapperbürr und schenkfrig, die glitzernden Knopfpänglein weit aufgesperrt, das dünne Uermchen von einem großartigen, goldenen Degen beschwert.

Mit zitterndem Pinsel, der in Blut getaucht zu sein schien, so rot leuchteten die Buchstaben, setzte eine blonde Süddeutsche darunter:

„Es kam die Spur von seinem Erbentagen Nicht in Aeonen untergehn.“

Ein tüchtiges Donnerwetter klärte schließlich die schwüle Luft, die sich in der „Forelle“ angeammelt hatte. Die Entladung führte die übermütige Dänin herbei.

Sie hatte ganz insgeheim einer schweren alten Truhe den sorgfältig aufbewahrten und gebüteten Brautstaat der Forellenwirtin entnommen und sich damit angetan.

Mußte die einmal schlank gewesen sein! Die Sachen paßten der schmiegsamen Nordlandsmaid wie angeossen.

Zierlich knixend und verschämt lächelnd erschien sie in der Trinkstube, vom Professor geführt, den sie zum Hochzeiter gepreßt hatte und der sich höchst unglücklich fühlte in der ihm aufgezwungenen Rolle.

Aber da schoß die Forellenwirtin herein. Rasch wie ein Blitz, trotz ihrer Fülle und Rundlichkeit. Eigenhändig nahm sie der verduzten Dänin den Brautstaat vom Leibe vor verjamelter Maltschule, — schlug dann auf den Tisch und machte ihrem Herzen Luft in einer Sprache, die selbst den Nussinnen äußerst klar zum Verständnis drang.

Nach zwei Stunden standen die gläsernen Stiefel, die Krantöpfe, sowie die chinesische Garnitur blank gepußt und sauber gewaschen wieder auf den Vortrettern.

Der Professor erschien in geprenkeltem Jackett, willens eine Lektion abzuhalten, und die lüftigen Vögel sammelten sich um ihn, nun wieder ernsthaft und arbeitswillig nach überstandener Temperamentsausbrüche.

Hannah hatte indessen fleißig allerlei Beeren zum Einsochen verlesen und dabei manch heimliche Träne geweint. Die Stacheln der Hagebutten waren ihr in die Finger gedrungen. Was tat es groß! In ihrem Innern, da sah ein anderer Stachel, unter dessen Bohren und Wühlen Herzblut floss.

Weshalb eigentlich kam der Geliebte, Ersehnte nicht zu ihr? Drei Worte an seinen Bedienten, und ein Wagen fuhr vor, und er stieg ein und machte sich nicht die Sohlen naß. Vom Torwege der „Forelle“ aus konnte man völlig trockenen Fußes in das Innere des Hauses gelangen! Weshalb zögerte er? Weshalb schickte er nicht einmal einen Brief? Nicht eine Zeile?

Schwer fiel es ihr auf's Herz, daß sie seinen Namen gar nicht kannte. In geheimer Eitelkeit, aus einem falschen Schamgefühl heraus, hatte sie nicht gewagt, danach zu fragen. War sie doch von der Biene längst darüber aufgeklärt worden, daß man ein Bild nach Farbengebung und Pinselfrich als von dem oder jenem großen Künstler herrührend müsse erkennen können. Die Farbengebung sei so gut wie eine Visitenkarte, so hatte die Biene gesagt, — und der Pinselfrich, die Spur der Klaue eines Bienen, sei ganz unverkennbar.

Mit ihrer raschen Fassungsgabe war das auch von Hannah gewandt begriffen worden. Natürlich! Die Muffinen malten ja ganz anders als Fräulein Biene, und diese wieder völlig verschieden vom Professor.

So war das einfache Kind darauf verfallen, sich zu schämen, daß sie, die doch täglich mit Malerinnen verkehrte, nicht schon aus dem Königsferzen-Bilde den Namen des großen Künstlers hatte herauslesen können, dem sie als Modell diente. So war sie darauf gekommen, nicht danach zu forschen, wie er hieße und woher er käme.

Für ihr Herz bedurfte er ja eines Namens nicht. Er war der Eine, der Einzige, der Geliebte, — der fremde Königssohn, gesandt, ein verwünschtes Prinzgeheiß zu erlösen.

Eine schreckliche Unruhe besiel Hannah.

Warum überließ er sie ihrer Pein, ihrem Herzklopfen, ihrer nagenden Sehnsucht? Warum schrieb er nicht wenigstens ein einziges Wort?

Schließlich fand sie Ausflüchte vor sich selber, fand eine große, wundervolle Entschuldigung für sein Schweigen, die jeden Makel von ihm nahm, — ihm nichts von seiner Hoheit raubte.

Er mußte krank sein, — unfähig, auch nur das geringste Vorhaben auszuführen, einen Gang, eine Fahrt zu unternehmen.

Bewiß! Er war krank! Hatte eine schwere Erkältung davongetragen am ersten Regentage, während er auf sie wartete unter den Königsferzen, zwischen dem hohen Grase, das von Masse triefte.

So mußte es sein. Und Hannah konnte ihn nicht pflegen, konnte nicht bei ihm sein, — konnte nicht die Hand auf seine heiße Stirn legen, nicht seine brennenden Augenlider küssen.

Unter diesen Vorstellungen brach das zurückgedrängte Liebesgefühl des Mädchens aus wie ein Sieber, wütete in ihrem Körper wie ein Brand.

Nun schmachtete sie wirklich im Herrenting. Nun lagen alle Zauber auf ihr, — schwer, lastend, unentrinnbar.

Seinen Namen, wenn sie wenigstens seinen Namen gewußt hätte, — um ihn schreiben zu können, daß sie an ihn dachte in jedem Augenblick, Tag und Nacht, im Wachen und im Träumen, — daß sie sich das Herz wund sehne nach ihm.

So war es Abend geworden, Hannah hatte sich zu Bett gelegt und war eingeschlafen.

Und der Traum schenkte ihr, was die Wirklichkeit ihr entriß: Ihn, ihn!

Selig sah sie neben dem Geliebten, in heißer Freude, und doch halb tot von der Pein, die sie getragen. Er hatte sie an sich gezogen. Wie sie sich schmiegte! Wie ihre Tränen ihm auf die Hände fielen! Wie sie ihn küßte!

„Du! Du! Du!“ Sie rief es hundertmal in ihrem Traume. Es schien ihr, das kleine Wort wäre sein Name, sein großer leuchtender Name, der in sein Bild hineingemalt stand und sichtbarlich herausleuchtete aus Farbengebung und Pinselfrich. Sie jauchzte ihn, sie schlugte ihn, sie wußte ja keinen anderen — — Du!

Von dem Gefühle einer großen Wärme erwachte sie. Der Sonnenstrahl, der sie sonst immer geweckt, der lag auf ihrem Bett, glühend, funkelnd, mit goldigem Leuchten.

Hannah bliede verstört um sich. War denn alles fort, was sie soeben noch gesehen, gefühlt, — so stark, so lebendig gefühlt hatte?

Fort das schöne Zimmer, in dem sie mit ihm gesessen? Fort seine Gestalt, sein Gesicht, seine lieblosenden Hände, seine Stimme, seine Augen?

Fort er selber — er! Ein Blick zum Fenster. Es regnete nicht mehr! Da saß Hannah Mut. Da sprang sie aus dem Bett.

„Sonne, liebe Sonne! Ich danke dir. Nun trockne noch meinen Weg. Nun küß' all die tausend Tränen fort, die der Himmel geweint hat.“

Sie beugte sich aus dem offenen Fenster. Wie das glitzerte und sprühte! Herr Gott! Jedes Blatt, jeder Halm schien ein silbernes Mäntelchen zu tragen!

Kein Trug war's gewesen, keine Täuschung, — Wahrheit, Wahrheit! Ueber dem Nachmittag leuchtete die Sonne ebenso klar und hell, wie sie über dem Morgen geleuchtet hatte.

Hannah flog in ihr Kammerchen hinauf. Das Blumenkleid, das hatte am Vormittag häßliche Flecke bekommen. Rasch wollte sie sich noch umziehen, ihr Sonntagsgewand anlegen. War doch heute ein Festtag, — ein Feiertag für ihr Herz.

In stummer Andacht klebete sie sich an. Wie zu einem Kirchengänge schritt sie stumm und feierlich aus dem Hause. Ihre Gedanken waren licht und klar.

Seit dem Traum der Nacht, der wie ein wirkliches Erlebnis vor ihrer Erinnerung stand, wußte sie, daß sie ihn wiedersahen müßte, ihn, — dessen Namen sie nicht kannte. Sie mußte bei ihm bleiben, das ganze Leben lang. Sie mußte für ihn sorgen dürfen, an seiner Seite sitzen, — sich an ihn schmiegen. Sie mußte ihn küssen dürfen.

Stark und gerade aufgerichtet schritt sie dahin. Ein Strahl war in ihr Leben gefallen, der mußte aus der Welt gekommen sein, aus der sie stammte. Ein Strahl von Schönheit und Glanz.

Jetzt trat sie aus den Feldern heraus in den Wald. Hier war's noch feucht, und in den Vertiefungen neben den kleinen Bodenwellungen standen Tümpel.

Hannah lächelte. Wäre er jetzt neben ihr, dessen Namen sie nicht kannte, er würde sie aufheben, sie tragen, daß ihre Sohlen sich nicht neigten. Und „Du!“ jagte sie vor sich hin. „Du, ach du,“ wie sie es im Traume getan hatte. Eine große starke Daseinsfreude erfüllte sie, schnellte ihre Ader. Und ihr Herz klopfte in seliger Erwartung. Glockenblumen standen zwischen den Gräsern — wie ausgefält. Ob sie davon pflückte? Die schienen ja zu ihrer Freude förmlich zu läuten und zu klingeln!

Sie griff danach und raupte sie in Büscheln ab. Im hastigen Weiterschreiten bekränzte sie sich den Hut damit. So festlich sah das aus, — so bräutlich ...

Ehe sie sich's versah, stand sie auf der Wiese. O —! Erschrocken bliede sie sich um. War denn das wirklich die Wiese? Die gelbe Wiese? Verlöbte die hohen Kerzen, umgeworren, zu Boden geschleudert gleichsam, kein Leuchten mehr, kein feierlicher Zauber. Betreten schritt Hannah über die Verwüstung hin. Ihr Blick flog vorwärts zum Ende der Wiese, — wo sonst die Staffelei gestanden hatte. Es

schnürte ihr plötzlich die Brust zusammen wie Beängstigung. Nun jagte sie vorwärts, hin, zum Ausgang der Wiese. Nichts! Niemand. Keine Staffelei. Kein Feldstuhl. Kein Mensch. Nicht die Spur eines Menschen!

Wie angewurzelt stand sie. Lange, lange. Endlich wandte sie sich zum Gehen.

Konnte er denn überhaupt kommen? Er lag ja krank. Er wand sich vielleicht in Schmerzen. Wie hatte sie das nur vergessen können über ihrer Sehnsucht, ihrer Wiedersehensfreudigkeit! Nun wußte sie, was sie zu tun hatte. Das letzte Opfer mußte gebracht werden, das höchste. Das schwerste. Sie mußte sich über Sitte und Herkommen hinwegsetzen. Sie mußte zu ihm gehen. Sie zu ihm!

Wie ein Gebot prägte sich ihr in's Herz. Aber wo ihn suchen? Wie seine Wohnung ausfindig machen? Alles, was sie wußte, war, daß er für den Sommer in Klein-Weidingen, dem Blumendorfer, ein Häuschen gemietet hatte.

Katlos stand sie, zagend. Sie wußte ja nicht einmal seinen Namen! Dann hob sie stolz den Kopf. Wenn das Aergste zum Argen kam und der Zufall ihr nicht half, ihn zu finden, dann wollte sie ihn den Leuten in Klein-Weidingen beschreiben: hochgewachsen, blond, mit krausen Haaren. Das Gesicht vornehm. Die Augen blühend. Ein weißer Anzug, — Hände so fein wie Frauenhände, — einen Mund — —

Ach! Nun war sie mit den Gedanken schon wieder mitten in ihrem Traume!

(Fortsetzung folgt.)

Die Nachbarn.

Novellette von Jesco von Puttkamer (Dresden).

Danzig, die alte freie Stadt, durch ihre Architektur, wie die landschaftliche Schönheit ihrer Umgebung einer der interessantesten Orte Deutschlands, war preislich geworden. Am 3. April 1793 rüfften nach dem geschlossenen Verträge die Truppen mit klingendem Spiel ein und am 7. Mai huldigte der Rat der Stadt dem preussischen König Friedrich Wilhelm II. — Nach den vielen Drangalen, welche die einst blühende Stadt betroffen, und die sie in herbster Weise noch einmal in Anfange des 19. Jahrhunderts durchkosten sollte, trat zu der Zeit unserer kleinen Episode eine Erholung und der Anfang neuer Glüte ein.

In einer der Hauptstraßen, deren Häuser durch die eigentümliche und unregelmäßige Bauart eine scharf ausgeprägte Physiognomie zeigten, lag ein Patrizierhaus, das der engen Gasse den schmalen, durch kunstvolle Steinarbeit reichverzierten Giebel zuehrie. — Die Spitze des Giebels strebte in zierlichen Formen arabeskenartig in die Höhe und war mit seltenen Figuren gefronkt. Ueber eine breite, von starkem Eisengeländer an den Seiten eingefasste Treppe gelangte man auf den Vorsprung des Hauses, von dem aus man in die mit großen Fliesen ausgelegte Halle Eintritt gewann. Das Innere des Hauses war einfach, aber gediegen und wertvoll ausgestattet und zeigte die Spuren eines alten mächtigen Kaufherrngeschlechtes, das geraume Zeit hier hauste und Schätze anhäufte.

Die Hovemanns waren solch ein Geschlecht gewesen, aber seit der Zeit, als 1709 die Pest in Danzig ausbrach und in kurzer Zeit an 25000 Menschen hinwegraffte, nahm auch ihr Handel und Wohlstand ab. Bei der ersten Teilung Polens, als das ganze zu Danzig gebörende und bis Thorn sich hinstreckende Land an Preußen kam, blieb ihnen von dem großen Vermögen nur das Stammhaus übrig. Dies nahm sich Knud Hovemann, das damalige Oberhaupt der Familie, so zu Herzen, daß er bald darauf starb. Er hinterließ eine Witwe und einen unmündigen Sohn, der später, entgegen den väterlichen Traditionen, in Vorausziehung der eintretenden Dinge seiner Vaterstadt den Mühenehrte und in preussische Dienste ging, um dort sein Glück zu versuchen.

Es gelang ihm auch und mehr noch, als Danzig bald darauf preussisch wurde, kam er zu dem Regiment, das dorthin in Garnison gelegt wurde. Nun konnte er wieder bei der alten hochbetagten Mutter in dem altertümlichen Herrenhause wohnen und sich so recht pflegen lassen.

Hans Hovemann war ein schöner, stattlicher Offizier trotz seiner jungen Jahre; Frohsinn und toller Uebermut sprühten aus seinen dunkelblauen Augen hervor. Seine Mutter, deren Abgott er war, träumte im stillen schon von neuem Glanze des Hovemannschen Hauses, denn ihrem Hans konnte es an reichen Partien nicht fehlen. Sie hatte die Wahl für ihn bereits getroffen. Als sie aber eines Tages mit dem Projekt hervorrückte, traf sie unerwartet auf den größten Widerstand.

„Aber Hans, bedenke doch!“ bat sie noch, „der neue Glanz der Hovemanns, Deine Aussichten am preussischen Hofe, Du machst glänzende Karriere!“

„Nein, nein, Mutter! Ein für alle mal, verzichne mich mit Deiner Heiratsidee — ich mag die vorgeschlagene Dame nicht und wenn sie eine Truhe vollwertiger Friedrichsdors als Mitgift hätte. Also laß ab davon; freuen wir uns lieber, daß mir das Glück so wohl wollte und meine Heimatsscholle als Garnisonsort gab.“

Frau Hovemann, eine jener alten, ersten Frauen aus vornehmer Patrizierfamilie, schwiag und schaute nur prüfend ihren Sohn an. — Sie ahnte etwas und diese dunkle Ahnung sollte sich bald genug bestätigen. — Leutnant Hans, der als einziges Kind aufgewachsen war, hatte sich schon früh nach einer Gespielin umgesehen. Es war natürlich, daß ihm Dore Haavelke, die Tochter eines braven Handwerkers, sehr geeignet erschien. Ihr Vater wohnte bei dem reichen Kaufherrn im Nebenhaus, das auf den Pfeilern der breiten Bordertreppe große Steinkugeln trug. Dore Haavelke und Hans Hovemann waren bald unzertrennlich. Als er erwachsen war und es ihn forttrieb, hatte er ihr zum Abschied die roten Lippen herzhaft geküßt und gesagt: „Dore, ich bin Dir gut, aber alle die andern Schranzen mag ich nicht!“

Wie das kleine Mädchen sich zärtlich an ihn schmiegte und bitterlich weinte, tröstete er sie und küßte sie immer wieder auf den süßen Mund.

„Gelt, Dore ich bleib' Dir treu! Und wenn ich erst eine Schlacht gewonnen, dann komme ich und hole ich Dich!“

Jetzt war er aber schon früher heimgeliebt und sah in der Uniform so prächtig aus, daß Dore es kaum wagte, den stolzen Offizier anzuschauen, in den sie sich nach dem ersten Blick des Wiedersehens verliebte. — Und Hans nicht minder, die schlante elastiische Gestalt der Dore mit dem reizenden zierlichen Köpfchen und dem frischroten kleinen Mund, aus dem die Zähne wie Perlenreihen schimmerten, gefiel ihm nur zu sehr. Sa, die Dore war bekannt als eins der schönsten Mädchen der alten Freistadt, aber — — — Er, der elegante Offizier, und sie, die arme Handwerkerstochter, die nach dem Tode ihres Vaters Wirtschafterin bei dem reichen Kaufherrn im Nachbarhause geworden, durften sich nur still und verstohlen zunicke, heimlich einen Händedruck wechseln und sich in dem hinter dem Hause liegenden Garten zum Stelldichein treffen.

Das ging so einige Wochen, bis die alte Patrizierfrau nach dem oben mit Hans geführten Gespräch eine dunkle Ahnung der Vorgänge erhielt. Kurz darauf beschied sie das Faktum des Hauses, Sebastian Kuchenreuter, den Diener ihres Seligen zu sich. — Sebastian wurde verständigt und versprach zu spionieren und getreulich zu berichten. — Doch Eva war schon im Paradies schlau, warum also nicht die schöne Dore Haavelke! Als sie des alten Sebastians Schliche merkte, benutzte sie seine Schwäche für zärtliche Blicke aus jungen Mädchenaugen, die sein Herz wie Wachs am Feuer schmelzen ließen, und trieb ein loses Spiel mit ihm. Es dauerte gar nicht lange, da hatte die listige Dore den Alten vollständig umgarnet und zu dem blinden Werkzeug ihres Willens gemacht, — denn Sebastian Kuchenreuter war

höchst eitel und baute immer noch wie seit Jahren darauf, eine Kuchenreuterin heimzuführen.

Auch heute, als Dore vom Markte heimkehrte und den zierlichen Eimer mit frischem Gemüse gefüllt und einen Kapau in der Hand tragend am Hovemannschen Hause vorüberschritt, warf sie dem alten Sebastian einen sprechenden Blick zu. — Dieser hatte den Frühstückstisch für seinen jungen Herrn gedeckt, fütterte gerade die herumflatternden und gurrenden Tauben und schmunzelte glücklich über das ganze Ranzige mit einer weißen Perücke bedeckte Gesicht, als er die schöne Dore kommen sah.

„Et guten Morgen, Jungfer Dore, was hat Sie für prächtige Sachen eingekauft? Das lasse ich mir gefallen, so sorgt eine brave Hausfrau und ich dachte immer schon —“

„Nun freilich, ein fetter Kapauin möcht' auch dem Herrn Junker zum Frühstück munden. Da ist aber die gestrenge Frau Mutter zu sparjam — ja, wenn Ihr bestimmen dürft, Herr Sebastian — ich will's Euch im Vertrauen sagen, wo es die guten Kapauinen billig gibt — dort kommt der Junker Hans aber schon —“

„Nein, nein! Jungfer Dore, sei Sie außer Furcht, es kann noch eine Stunde dauern, bis der königliche Dienst beendet ist.“ — Er machte Miene, die Treppe hinabzukommen, — sah aber noch rechtzeitig die boshaften Mienen zweier alten Klatzbasen aus dem Nebenhause und fuhr plötzlich fort, die gurrenden Tauben zu füttern, als ob er an nichts anderes gedacht hätte. — Dore war auch schon mit einem schelmischen Lächeln um den Mund weiter geschritten. — Sie hatte erfahren, was sie wissen sollte. In einer Stunde sah Junker Hans bei seinem Frühstück und Sebastian war hinter's Licht geführt.

Raum nahm Hans Hovemann am Tische Platz und schaute auf der Gasse die herumflatternden Tauben zu, als Dore Haavelke plötzlich von der Halle des Nachbarhauses aus diese füttern mußte, und neckisch flog bald einer der Vrosamen — natürlich nur aus Zufall — auf des Junkers Tisch.

Hans drehte sich lächelnd um, er kannte die kleine Schelmin wohl, und von ihrem frischen, reizenden Anblick sofort entzückt, rief er:

„Schöne, liebste Dore, komm ein wenig näher!“ Da stand sie nun an dem Eisengeländer in dem zierlich gerasteten Rod mit dem blendend weißen Häubchen auf dem Kopfe, die braunen Rehaugen sehnsüchtig auf den Junker gerichtet, die frischroten Lippen so reizend wie zum Kusse gespitzt.

Dem konnte Hans nicht widerstehen, sich rasch umsehend und die Straße leer erlickend waren eins, ehe Dore es geahnt, brannte ein heißer Kuß auf ihren Lippen.

„Herzensdore, Du bist doch das reizendste Mädel auf Gottes Welt!“

Da tönte plötzlich ein schneidendes, „Halt! Was geht hier vor aller Leute Augen vor!“ an das Ohr des Entzückten.

Blötzlich wie aus dem Erdboden gewachsen, stand Frau Hovemann vor ihnen und dahinter der alte Sebastian mit einer so pfliffigen Miene, in der zu lesen war: „Nun wart' Sie nur ab, junger Kapeweis, der Kuchenreuter läßt nicht mit sich spaßen!“ Die alte Dame war über den Vorgang, den sie mit angesehen, höchst erzürnt.

„Die Jungfer mit den Holzschuhen sollte lieber ihre Arbeit verrichten, als hier jungen Männern nachzujagen, die nicht für sie geboren sind!“

Der Offizier drehte sich wild um und wollte scharf entgegnen, doch richtete sich Dore schon mit vor Räte flammenden Wangen auf:

Warum gabt Ihr mich ihm zur Gespielin, bin ich jetzt auf einmal zu gering für ihn worden! Soll ich ihn meiden, weil er die Gespielin lieber hat, als alle die hohen Dämchen in Watte und Seide!“

„So weit gehen die Gedanken der Jungfer!“ rief die erregte alte Patrizierin, „nun, zur Liebsten ist sie meinem Sohne wohl gut genug, aber die Schwelle des Hovemannschen Hauses darf sie nie wieder betreten!“

Wie ein Sturmwind sausten und brausten diese Worte in Dore's Ohren, sie mußte sich krampfhaft am Gitter halten, denn plötzlich sah sie einen Abgrund vor sich und ihr schwindelte. Leichenbläß, ohne ein Wort zu sagen, wankte sie in das Haus zurück, die Hovemanns allein lassend.

Von jener Stunde an wich Dore Haavelke dem Junker Hans beständig aus, so daß er kein Wort mehr mit ihr zu wechseln vermochte, und bald darauf rief ihn sein Regimentschef von Danzig fort. Die schöne Dore konnte er aber nicht vergessen. Die Lage der Hovemanns wurde immer schlimmer, Schlag auf Schlag verringerten die Einkünfte, die alte Patrizierfrau mußte es sogar noch erleben, daß ihr Haus unter den Hammer kam. Von Dore Haavelke hatte sie seit jener Stunde nichts mehr gesehen. Der alte Kaufherr hatte nichts so lieb gewonnen, daß er das schöne und brave Mädchen an Kindes Statt annahm und sie zu seiner Erbin einsetzte. Als nun das Hovemannsche Haus zur Versteigerung kam, erstand er es auf die dringenden Bitten von Dore hin. Doch zu spät. Frau Hovemann hatte das Unglück nicht überwinden können, und als Hans heimellte, fand er seine Mutter auf dem Sterbelager, und neben ihr stand Dore Haavelke, blühender und schöner, als er sie je gesehen.

„Vergib mir, wie auch Dore mir vergeben,“ flüsterte die alte Patrizierin leise, — „ich habe schmer gebüßt. Dore ist jetzt die Erbin des Hovemannschen Hauses“, und dabei legte sie die Hände beider ineinander, die sich wortlos in die Arme sanken. — Ein glückliches Lächeln auf den Lippen, war Frau Hovemann dahingeschieden. Der alte Sebastian Kuchenreuter erlebte noch die Hochzeit des schönen Paares und wiegte den ersten Bubens der Dore Hovemann auf den Knien. Dann ging auch er von hinnen, er sollte die schrecklichen Ereignisse, welche im Anfange des 19. Jahrhunderts über Danzig hereinbrachen, nicht mehr schauen.

Wenn eine Stadt beschossen wird.

Von Heinz Amelung (Berlin).

„Was ist das Leben! nicht das bischen glühend Eigen ertragen zu können, schwach ist die menschliche Natur!“ — Diesen Ausspruch tat E. L. A. Hoffmann im Jahre 1813 in Dresden, just in dem Augenblick, da die französischen Kanonen anfangen, die Stadt zu beschießen, und die Kugeln dicht wie Hagel in die Häuser einschlugen, Schreien und Jammer unter den Einwohnern verbreiteten.

Seitdem ist ein Jahrhundert vergangen. Doch heutzutage bringt eine Beschießung noch weit gräßlichere Gefahren mit sich als in früheren Zeiten, da die Geschütze noch nicht so vollkommen waren und nicht so weit trugen wie jetzt. Da liegt heute eine Stadt meilenweit hinter der Front, kein feindliches Geschütz, kein Solbat ist zu sehen. Plötzlich kommen saubend die Geschosse, von unsichtbarer Hand geschleudert, durch die Luft geflogen, und wo eben noch friedliche Geschäftigkeit war, krachen die Häuser, wie von einem Erdbeben geschüttelt, zusammen, alles unter sich begrabend, und das Zammern der Getroffenen erfüllt den eben noch so gleichmütigen Alltag. Früher lag der Feind einer so bedrohten Stadt doch immer so nahe, daß die Einwohner vielleicht aus einer Bodenlücke oder von irgendeinem erhöhten Standpunkt seine Vorbereitungen verfolgen könnten. Dem Feindlichen, das bevorstand, fehlte das Grauen der Ungewißheit, das heute die Bewohner einer Stadt in gleicher Lage martert, da die Geschosse hoch oben aus der Luft und aus nebelhafter Ferne die unglücklichen Menschen heimfuehen. Viele Berichte aus vergangenen Kriegen schildern solche Begebenheiten, welche uns, die wir die entsetzlichen Verheerungen moderner Geschosse kennen, fast wie ein Kinderspiel erscheinen.

Wir müssen ein wenig lächeln, wenn der Rathsherr der Stadt Magdeburg, Otto von Guericke, uns von der Zerstörung dieser Stadt im Dreißigjährigen Kriege erzählt und dabei als etwas sehr Schlimmes erwähnt, daß die Tillyschen der Stadt

alle Nächte 30 bis 45 Granaten und Feuerfugeln verhehrt. Für die Feuerfugeln waren einige „Kerls“ bestellt, die mit nassen Säcken und Häuten ausgerüstet, darauf achten mußten, wohin die Geschosse fielen, um sofort das etwa ausbrechende Feuer zu dämpfen. Wenn die Granaten ein Haus trafen, zermetterten sie es völlig und haben „so großen Tumult und Auflauf unter dem Volke gemacht“.

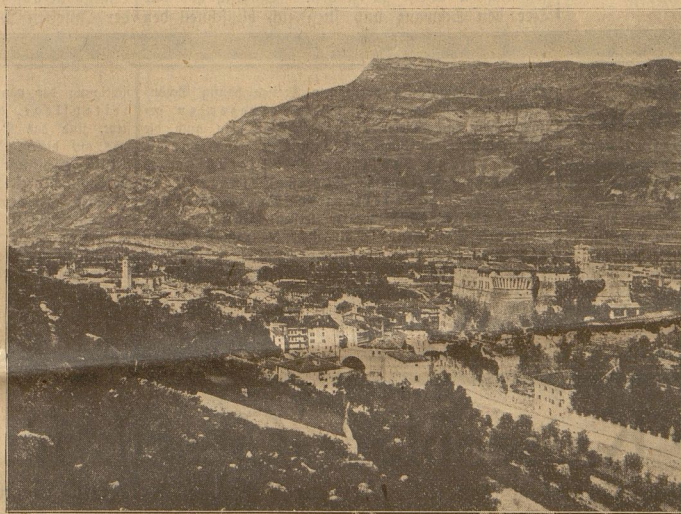
Als den schrecklichsten Tag seines Lebens bezeichnet ein Altonaer Kaufmann den 6. November 1806. Dieser Mann mußte in Geschäften nach der Hanfsstadt und trat seine Reise von Altona an, ohne eine Ahnung zu haben, wach einem Erlebnis er entgegenging. „Wüthender hatte gerade auf seinem strategisch äußerst geschickten Rückzuge die neutrale Stadt Lübeck besetzt, um seinen völlig erschöpften Truppen eine 24stündige Erholung zu verschaffen. Niemand dachte daran, daß die Verfolger ihnen so hart auf den Fersen wären. Am 6. November um 6 Uhr morgens wurden die meist noch schlafenden Einwohner durch Kanonenschüsse geweckt, und gleich darauf wirbelten bei den Preußen die Trommeln zum Aufbruch. Im Nu war alles auf den Beinen. Die 3000 ausmarschierten Preußen jagten bald danach wieder in die Tore hinein; die Franzosen drängten nach, und nun hub ein Gemekel in den Straßen an, das drei und eine halbe Stunde währte. „Welche Szene stellte sich nun meinen Augen dar!“, berichtete der Kaufmann. „Das Haar sträubte sich empor, und Fieberfrost ergriff mich, meine Kniee schlotterten, ich wollte sinken. Wie wütende Hyänen zerfleischten sich die Menschen; man stieß sich die Bajonnette in den Leib, säbelte und schoß sich nieder; auf Leichenhügeln, unter denen sich noch Lebende befanden, deren Todesangstgeschrei selbst das Schreien und Schreien der Kämpfenden übertönte, standen die vor Wut schäumenden Krieger, die mit der unbeschreiblichsten Erbitterung gegeneinander kochten.“ Ihm selbst nahmen die Franzosen Uhr und Börse weg. Gegen Abend, als die Ruhe nach der wilden Plünderung der Franzosen wieder etwas hergestellt worden war, fanden sich die erschöpften Menschen langsam wieder zusammen.

Sehr anschaulich erzählt auch der alte Nettelbeck von der Beschießung Kolbergs. In der Nacht zum 1. Juli 1807, nachdem die Stadt schon viele Wochen besetzt worden und die Belagerer immer näher gerückt waren, stand der zähe Verteidiger dieser so viel drangalierten preussischen Festung auf dem höchsten Punkt der Wälle und hielt Umschau. Wahrlich, ein tapferes Herz gehört dazu, um bei dem, was der Mann sah, nicht den Mut zu verlieren. Schlag auf Schlag schlugen die feindlichen Granaten in die Stadt. In der Luft schwärmte es lichterloh von Granaten und Bomben. Das Krachen ihres Zerplatzens und das Einstürzen der Giebel und Häuser hörte man weithin. Die Nacht war so hell, als ob sie mit Fackeln erleuchtet würde. Das Gräßliche schien nicht Menschenverf, sondern ein Aufruhr entfesselter Elemente zu sein. In Haufen zusammengebrängt, standen im Innern der Stadt die jammernden und zagenden Einwohner und mußten nicht, wohin vor dem drohenden Verderben. „Geschrei von Wehklagenden; Geschrei von Säuglingen und Kindern; Geschrei von Verirrten, die ihre Angehörigen in dem Gedränge und der allgemeinen Verwirrung verloren hatten. Geschrei der Menschen, die mit Lösung der Flammen beschäftigt waren; Lärm der Trommeln, Getöse der Waffen, Rauseln der Fußwerke.“ Immer höher stieg die Gefahr, der Feind nahm eine Stellung nach der andern. Da — auf das Krachen eines Geschüßdonners, wie

am Tage des Weltgerichts, folgte plötzlich eine Totenstille. Alles hielt den Atem an. Was mochte jetzt kommen? Da naht eilig ein französischer Parlamentär und neben ihm — o Wunder! — ein preussischer Offizier. Man traute seinen Augen nicht; aber schon stürzt der Leutnant atemlos in den Kreis seiner Bekannten und ruft: „Friede! Kolberg ist gerettet!“

Karoline Richter erzählt in ihren Denkwürdigkeiten sehr fesselnd von der Beschießung Wiens durch die Franzosen 1809. An einem Fenster mit einigen Freundinnen und ihrem Manne stehend, sah sie „die Haubitzen der Franzosen als weißglänzende, zitternde Schlangen in fast horizontaler Bewegung gegen die Stadt hinschleichen — fürchtbare Vögel, die Haas und Flammen darin trugen, wo sie hintrafen“. Noch beängstigender aber war es für die zitternden Frauen, wenn sie nach der Gegend schauten, wo ihre liebsten Freunde wohnten, und dort eine feurige Lohe nach der andern aufsteigen sahen. Karolines Gatte ging mit einer Seelenruhe, um die seine Frau ihn heftig beneidete, gegen 12 Uhr zu Bett und schlief fest ein, während die Kanonen ununterbrochen trachteten.

Das Kampfgebiet in Süd-Tirol.



Blick auf Rovereto mit den anschließenden Höhen.

Die Stadt Rovereto liegt an der Mündung des Leno in die Etsch in dem fruchtbaren Lägertale (Val Lagarina), an der Bahnlinie Ruffstein — Ala. Es ist eine von der Natur mit herrlichen Schönheiten gelegene Gegend.

Am nächsten Tag wurde die Stadt übergeben. Weniger graufig sind die Erinnerungen, die Agnes Perthes, eine junge Hamburgerin, an die Beschießung ihrer Vaterstadt durch die Franzosen im Mai 1813 hat. Fünfhundert Bomben flogen vom 22. auf den 23. Mai in die Stadt. Kein Mensch war seines Lebens sicher. Übermüdet taumelten die Bewohner über die Straßen. Die Mutter des jungen Mädchens hatte in einer Stube Strohsäcke ausgebreitet, auf denen jeder Müde sich ausruhen konnte. Bald hatte man jedoch den Tag nach der Beschießung, die in bestimmten Abständen erfolgte, eingeteilt. Zuerst war alles in Verzweiflung, wenn die Kanonen brummt; aber bald hatte man sich so daran gewöhnt, daß man sich zuweilen über die hellleuchtenden Kugeln freute, wenn sie in der dunklen Nacht dahinflogen.

Wilhelm von Kugelgen berichtet in seinen Jugenderinnerungen eines alten Mannes von der Belagerung Dresdens durch die Franzosen 1813. Die russischen Kanonen standen auf der Klosterwiese und beherrschten so die Elbe. Von gegenüber feuerten die Franzosen. In einer ganz unbegreiflichen Sorglosigkeit nahm der Vater seine Kinder eines Tages mit zu den russischen Kanonen. Die Batterien feuerten gerade. Plötzlich trachtete von drüben auch ein Geschüß, und die dicht an

ihnen vorbeisauende Kugel fuhr in eine Gartenmauer, die hinter ihnen war. „Sehen denn die Eitel nicht, daß hier Menschen stehen?“ rief der erzürnte Vater, machte sich dann aber doch schleunigst mit seiner kleinen Schar auf den Heimweg. Zu Hause angelangt, sahen sie vom Boden aus, wie Napoleon unterhalb Dresdens den Übergang über die Elbe erzwingen wollte; aber immer wieder schossen ihm die hartnäckigen Russen die Brücken in den Grund. Es war ein derartiges Schießen, daß man einen einzigen rollenden Donner zu hören glaubte. Den nächsten Morgen jagte draußen ein aufregendes Ereignis das andere; aber der Dntel, ein hoher Offizier, saß, als ob ihn das alles nichts angehe, am Klavier und wiegte sich in Harmonien. Niemand vermochte ihn aus seiner Gedankenverlorenheit herauszureißen. Er spielte, spielte, während die Franzosen immer näher rückten. Da schrie man ihm laut in die Ohren, er würde noch gefangen werden, wenn er nicht aufhöre. Darauf sprang er auf, schnalzte den Säbel um und stürmte hinaus.

C. F. A. Hoffmann war während dieser Tage, wie schon erwähnt, ebenfalls in Dresden. Von seinem Observatorium auf dem Dachboden hörte und sah er die Kugeln Schlag auf Schlag in die Stadt sausen. Männer, Frauen und Kinder, die laut jammerten, hatten sich auf der Treppe seines Hauses versammelt. „Nicht einmal ein Tropfen Wein oder Rum zur Herzkärtung — ein verdammt ängstlicher Auserhalt.“ Hoffmann schlich zur Hintertür hinaus und kehrte bald mit Rum und Wein beladen zu seinen geängstigten Hausgenossen zurück. Eine der Frauen hatte inzwischen allerhand Schwären herbeigebracht, „und uns allen, die wir kein Mittag gegessen, schmeckte es im Bivat auf der Treppe herrlich, das Kelchglas ging fleißig herum, und unter dem Donner der Kanonen, unter dem Prasseln der Granaten ging uns allen ein fröhlicher, guter Humor auf, der immer der Nachklang einer durch Gefahr exaltierten Stimmung ist.“

Der bayerische Legationssekretär bei der schweizerischen Gesandtschaft in Paris, Wilhelm Cahn, erlebte dort die Belagerung von 1870/71 mit. „Heute haben die ersten preussischen Granaten in Paris ihren Einzug gehalten“, steht unterm 5. Januar 1871 in seinem Tagebuch. Drei Wochen dauerte die Beschießung. „Gott sei Dank, daß diese Zeit vorüber ist!“ schreibt Cahn am 28. Januar bei der Kapitulation in sein Tagebuch; „für mich ist diese Periode eine Zeit unaussprechlicher Langeweile gewesen, eine Zeit, in der ich mich fast täglich über phrasenhaftes Gewäsch und unverbesserlichen Hochmutshümel zu ärgern hatte“. Ganz wie heute bei den Franzosen!

Und nun zum Schluß noch, was ein deutscher Offizier bei der Eroberung von Lüttich im August 1914 erlebte. Durch einen unglücklichen Zufall verwundet und gefangen, lag er in der Kasematte eines belgischen Forts und mußte das Bombardement der deutschen Geschütze über sich ergehen lassen. Plötzlich ein nervenzerringendes Krachen! Alles schwarz! Ein heißer, giftiger Dampf legt sich auf seine zerflossene Lunge. Einen Augenblick verläßt ihn die Besinnung. Giftige Schwaden füllen den Raum. Langsam ziehen sie durch das Loch, das die Granate gerissen, wieder ab. Der Kranke schlägt die Augen auf. Blut läuft ihm in Strömen übers Gesicht. Einen großen Wattenbausch klatscht er hinein, das hilft. Die Augen sind heil. An der anderen Wand, wo vor ein paar Minuten noch Menschen waren, sieht's böse aus. Da lebt nichts mehr. Steine und

größere Körperteile bilden einen wirren Haufen. Das ist die Wirkung der 42-Zentimeter-Geschütze, die alles übertrifft, was alle Kriege der Erde an Vernichtungswerkzeugen aufbrachten.

Selbstmörder in der Tierwelt.

Kein Gebiet der Wissenschaft ist so reich mit Fabeln, Legenden und oft widersprechenden Anschauungen verknüpft, wie das der Naturwissenschaft. Am umstrittensten aber ist eine naturwissenschaftliche Frage, die in letzter Zeit wieder in den Vordergrund zoologischen Interesses gezogen wurde, nämlich die Frage, ob man von Selbstmördern in der Tierwelt sprechen kann. In der Phantasie des Volkes bejaht, ist, wie A. Milewski im neuesten Heft der „Naturwissenschaftlichen Wochenchrift“ ausführt, auch in wissenschaftlichen Kreisen die Ansicht verbreitet, daß es unter den Tieren Selbstmörder gibt. Eine große Anzahl von Wissenschaftlern vertritt die Meinung, daß Tiere sich mit Vorsatz aus besonderen Gründen das Leben nehmen. Und zwar wurde behauptet, daß dieser Selbstmord in der Tierwelt nicht allgemein, jedoch bei gewissen Tierarten festzustellen sei.

Eine entscheidende, allgemein gültige Antwort auf diese Frage konnte noch nicht gegeben werden, da einerseits die wissenschaftlich geschulten Zoologen im allgemeinen die These vom Selbstmord — allerdings nur vom bewußten, will heißen wohlüberlegten Selbstmord — ablehnen, andererseits eine Menge uns überlieferter Vorgänge aus dem Tierleben das Gegenteil zu bezeugen scheinen. So waren schon die Alten der Ansicht, daß Skorpione „planmäßigen“ Selbstmord verüben. Es wurde von Skorpionen berichtet, die sich, in einen Kreis glühender Kohlen gesetzt, mit ihrem eigenen Giftstachel erstachen, da sie infolge ihrer Empfindlichkeit gegen grelles Licht und glühende Hitze diesen Zustand nicht zu ertragen vermochten. Während Brehm diese Berichte als Fabeln bezeichnete, schilderte der Zoologe Vidde kein Beweis für die Wahrheit dieser Behauptung das folgende Experiment: „Eines Morgens brachte mein Diener einen großen Skorpion. Ich brachte ihn unter eine große Glasglocke und schob diese in den hellen Sonnenschein. Licht und Hitze waren ihm sehr unangenehm. Nun erinnerte ich mich jener alten Mär, nahm eine Lupe und richtete die Strahlen auf seinen Rücken. Sofort begann der Skorpion wütend hin und her zu laufen und in der irgrimmigsten Weise zu zischen. Plötzlich hob das Tier den Schwanz und stieß sich blitzschnell den

Stachel in den Rücken. Sofort quoll aus der Wunde eine Flüssigkeit, und in einer halben Minute war der Skorpion tot.“

Zur gleichen Frage erzählte der Zoologe Dr. D. J. Wills: „Eines Tages fing ich in der Nähe von Schiras ein besonders großes Exemplar des in Persien heimischen schwarzen Skorpions. Um die Nichtigkeit jener von mir für übergläubigen gehaltenen Geschichte zu prüfen, bildete ich auf meinem Hofe einen Kreis von glühenden Kohlen und ließ das Tier in die Mitte des Raumes gleiten. Es stand einen Augenblick still, ließ dann einige Male im Kreise umher, stürzte wieder nach der Mitte, erhob den stachelbewehrten Schwanz und stach sich mehrmals in den Kopf; es war sofort tot.“

Es muß jedoch betont werden, daß eine Anzahl logischer Argumente auch gegen die Theorie vom Selbstmord der Skorpione sprechen, soweit es sich um einen völlig überlegten Vorgang handelt. Auch das Rätsel des Zuges zum Licht der Nachtfalter, das Flattern der Insekten in die tödliche Flamme einer Lampe, wird in seinen Ursachen widersprechend beurteilt. Die Anhänger der tierischen Selbstmordtheorie sehen darin meist eine beabsichtigte Tötung, während z. B. der Forscher Marschall nur von einer hypnotischen Wirkung der Lichtquelle auf die zusammengefügten Facettenaugen der Insekten spricht. Die bekannte Erscheinung

Berühmte Schönheitsrezepte eines Frauenklosters.

(Nachdruck verboten.)

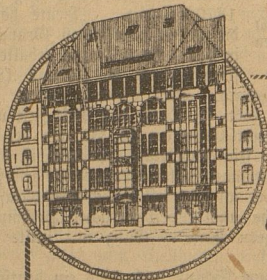


Lebensende — sie erreichte ein Alter von 78 Jahren — als eine ganz hervorragende Schönheit. Es ist be-

kannt, daß damals in vornehmen Kreisen häufig Schönheitsmittel nach ganz alten Klosterrezepten gebraucht wurden. Dieser Tatsache schreibt man auch die außerordentliche Wirkung zu. Dem königlich preuss. Leibarzt und Professor Dr. Clacius war es vergönnt, die Zusammensetzung einiger der kostbarsten und seltensten Rezepte eines Frauenklosters kennen zu lernen. Die haben die wunderbare Eigenschaft, dem Angesicht bis zum höchsten Alter den rätzelhaften zarten Schimmer der Jugendlichkeit zu verleihen, ohne daß — im Gegensatz zu gewöhnlichen Schönheitsmitteln — jemand in der Umgebung die Anwendung eines Mittels gewahr wird. Diese berühmten Mittel werden seit einiger Zeit wieder hergestellt und gebraucht, unter besonderer Berücksichtigung der von Dr. Clacius vorgeschriebenen Schönheitspflege, die himmelhoch über anderen Methoden steht, und das Geheime und Bollendefte darstellt, was auf diesem Gebiet überhaupt denkbar ist. In einem kürzlich erschienenen hochinteressanten Buch heisst: „Dr. Clacius Schönheitspflege“ sind die Rezepte näher beschrieben. Es wird darin gezeigt, daß es zur Erlangung einer vollendeten Schönheit noch eine Anzahl anderer Mittel gibt, deren Anwendung keinen Pfennig kostet. Dieses Buch wird an alle diejenigen, die sich für diese Rezepte interessieren, umsonst versandt von Vertrieb Dr. med. Clacius' scher Spezialitäten, Nürnberg B. 17, Kressenstraße 4. (Angabe der Adresse genügt.)

Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.

Spezialfabrik für Durchschreibekassenblocks jeder Art zur Kontrolle in Detail-Geschäften aller Branchen



Telephon: Moritzplatz Nr. 15263, 15264 u. 15265
Telegraphenaufschrift: Chromgreve Berlin

Berlin SW68, Ritterstraße 50

An alle Kassenblockverbraucher!

Die Paragon Kassenblock Aktien-Gesellschaft in Berlin-Oberschöneweide ist ein englisches Unternehmen. Diese Tatsache sowie das Vorgehen der Engländer gegen unser Vaterland dürfte ausschlaggebend sein, Sie zu bestimmen,

in Zukunft nicht mehr unsere Feinde zu unterstützen, sondern Ihren Bedarf an Kassenblocks bei einer deutschen Firma zu decken.

Unsere vor mehreren Jahren gegründete Gesellschaft hatte es sich zur Aufgabe gestellt, das Monopol der Engländer zu brechen, um den Konsumenten Kassenblocks zu angemessenen Preisen zu liefern. Der Erfolg ist nicht ausgeblieben, denn auch nach Erscheinen unserer Kassenblocks sind die Preise bedeutend heruntergegangen.

Wir liefern beide Systeme von Kassenblocks, geheftet und endlos, die Deckel leihweise. Die Qualität unserer Kassenblocks ist derjenigen der Konkurrenz-Fabrikate vollkommen ebenbürtig.

Wir haben unseren Betrieb aufrechterhalten, sind jederzeit in der Lage zu liefern, und bitten, bemusterte Offerte einzufordern.

Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.

des ungestümen Anfliegens der Zugvögel an Leuchttürme wird von vielen Seiten ebenfalls auf Selbstmordabsichten zurückgeführt. Auch die an unbedingte Freiheit gewöhnten Tiere, wie gewisse Vögel und Schlangen, die in der Gefangenschaft zu Tode hungern, werden vielfach bewusste Selbstmörder genannt. Marshall sucht diese Annahme zu widerlegen, indem er erklärt, daß diese Tiere Sklaven ihrer Gewohnheit sind und aus dieser Ursache zugrunde gehen.

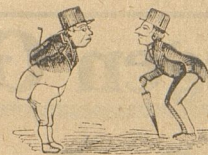
Einige Fälle von zweifelstfrei (?) erscheinendem Selbstmord von Tieren führte der Forscher Zell an: „In den Reisen und Abenteuern des „Monsieur Violet“, deren Wahrheit Kapitän Marryat verbürgt, wird von Pferden erzählt, die, von anderen tyrannisiert und von der ganzen Herde ausgehöhelt, sich den Schädel an Bäumen zertrüben. Ferner von Eichhörnchen, die zuweilen eines unter ihrer Zahl verfolgen, bis es sich selbst tötet. Ein Neufundländerhund, seit einiger Zeit sehr traurig, machte mehrmals den Versuch sich zu ertränken, wurde aber immer wieder herausgezogen, bis ihm sein Vorhaben zuletzt doch gelang. Bekannter und verbürgter ist folgender Bericht: Der Trompeter Lamont im 7. französischen Infanterieregiment hatte ein weißes Rob, das er wie einen Kameraden liebte und das ihm wohl zehnmal das Leben gerettet hatte. Er sorgte aber auch für dieses Tier fast mehr als für sich selbst. In einem Treffen an der Donau 1809 wurde Lamont durch eine Kugel getötet. Sein treues Pferd blieb bei ihm stehen und verteidigte die Leiche, als Soldaten sie aufheben wollten, mit Gebiß und Huf. Der Kaiser Napoleon bemerkte das Getümmel und das Pferd und befahl, es in Ruhe zu lassen; der nächststehende französische Posten sollte am nächsten Morgen berichten, was vorgegangen sei. General Berthier übergab am anderen Tage den Rapport: Das Pferd sei die Nacht beim Leichnam geblieben. Mit Tagesanbruch habe man bemerkt, daß es ihn mehrmals ungeduldt und vom Kopfe bis zu den Füßen berochen habe. Es habe nun wohl erkannt, daß sein Herr tot sei, dumpf gewiebert, sei dann

der Donau zugeeilt, wo es sich hineinstürzte und ertrank.“

Kriegs-Allerlei

Der pünktliche Kanonenschuß. In der „Feldzeitung der 10. Armee“ lesen wir: In einem Militärposten in Aegypten zeigt alltäglich nach alter Gewohnheit ein Kanonenschuß die Mittagsstunde an. Ein junger Offizier, der sich mit dem schönen Eifer des Neulings um alle Dinge kümmert, fragte eines Tages den Artilleristen vom Dienst: „Wie wissen Sie aber die genaue Zeit, zu der Sie schießen müssen?“ — „Ich sehe auf meine Uhr, Herr Leutnant.“ — „Und Ihre Uhr geht wirklich ganz regelmäßig? Wunderbar.“ — „Ich lasse sie alle Monate bei dem Uhrmacher im nächsten Ort genau stellen. Das ist ein Schweizer, der schon lange hier wohnt.“ Ein paar Tage darauf kommt der Offizier gerade um die Mittagsstunde bei dem genannten Uhrmacher vorbei. Er sieht, wie der Mann an der Tür seines Hauses steht und augenscheinlich auf etwas wartet. Der Offizier grüßt ihn und fragt: „Haben Sie denn in dem elenden Nest etwas zu tun?“ — „Nicht allzuviel,“ antwortete der Uhrmacher, „ich habe mehr Mühe als Arbeit, und so kann ich auch ruhig hier stehen und auf den Schuß am Mittag warten.“ — „Auf den Kanonenschuß?“ — „Gewiß doch,“ fuhr der Uhrmacher fort. „Das muß ich wohl, denn danach stelle ich hier alle Uhren.“

Einige Frauen beim Kaffeeklatsch reden über ihre Männer. „Ich kann nicht fassen,“ sagte die eine, „Mein Mann hat keine Fehler: er spielt nicht und trinkt auch nicht.“ — „Aha, er trinkt auch nicht?“ fragt eine andere. — „Nun,“ erwidert die erste, „wenn er gut gegessen hat, steckt er sich wohl mal 'ne Zigarre an, aber das kommt höchstens alle sechs Wochen einmal vor!“ („Fleg. Bl.“)



Müller: Rechte schon, der wir jetzt die Erfindung gemacht haben, aus Brennesseln Wolle herzustellen?

Schulze: Det is aber fein! Wat werden unsere Feinde for Dogen machen, wenn sie denken, der wir uns ordentlich in die Wesseln jesezt haben und uns denn in die Wolle sitzen sehen. („Klabberabatsch.“)

Der Herr Professor am Telephon. „Verstehen Sie denn gar nicht? Mehl, jag' ich!“ — „Wie soll das Wort heißen?“ — „Ich buchstabiere: M wie Metonymie, e wie Eklipse, h wie Hyperästhesie, l wie Lepidopteren.“

Welcher Gebrauchsgegenstand ist augenblicklich in Deutschland der vornehmste?

„Das ist die Frage,“ antwortete ein russischer Beamter, „ich weiß es nicht.“ („Lust. Bl.“)

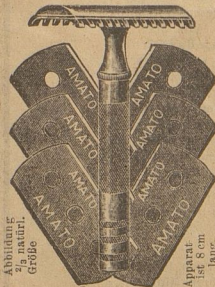
Rätsel-Ecke

Rätsel.

Ein Feldmaß sind die ersten Zwei, Und ist die Dritte noch dabei, Die jene Zwei in sich enthalten, Des Mannes Nam' wird nie veralten; Wie man der Tage Zahl vermehre, Gab er so manche schöne Lehre. Auflösung folgt in nächster Nummer. Aufflösung des Rätsels in voriger Nummer: Die 24 Stunden des Tages.

Probiere rasieren ohne studieren, nur zwei Minuten und der Bart ist ab

Sicherheits-Rasier-Apparat



„Amato“ (Gesetzlich geschützt) Praktisch und billig! Mit 6 zweiseitigen dünnen Stahlklingen (12 Schneiden) Ia. Qualität, haarscharf, für jeden Bart passend. Nr. 189 Preis kompl. in 2,80 franko (einschl. Versand). Nr. 7500 Sicherheits-Rasierapparat „Nana“ in fein verarbeiteter Ausführung beste Qualität. Preis kompl. mit 6 Klingen, 12 Schneiden, in elegant. 6,65 franko (mit Lederetui nur Mk. Ersatzklingen per Stück 25 Pfennig. Scherfen abgenutzter Klingen per Stück 10 Pf. Gebrauchsanweisung wird jedem Apparat beigelegt, so daß auch ganz Ungeübte sich ohne Vorübung schnell und gefahrlos rasieren können.

Größte Auswahl in Rasiermessern und Rasierapparaten jeder Preislage. (Über 50 verschied. Sorten.) Alle Rasierutensilien sowie Rasierapparate, Scherfen u. Reparieren alt. Rasiermesser, Taschenmesser u. Scheren etc. billigst.

Garantie - Schein Bei Sendungen ins Feld ist Nachnahme nicht zulässig. Nicht gefallende Waren tauschen wir bereitwilligst um od. zahlen den Betrag zurück.

Gebrüder Rauh Gräfrath 328 b. Solingen.

Stahlwaren-Fabrik u. Versandhaus I. Rang **Versand direkt an Private.**

Umsonst und portofrei versenden wir auf Wunsch an Jedermann unsere großen Pracht-Kataloge zu 10,000 Gegenstände aller Warengattungen unter anderem viele Soldaten-Bedarfsartikel in größter Auswahl enthaltend. — Viele tausend Anerkennungen über die Güte und Qualität unserer Waren. Bei jedem Auftrag Extra-Vergünstigungen! (Rabattschein)

Preussische Weingrosshandlung G. m. b. H. Berlin SW, Ritterstrasse 50a.

Fernsprecher: Amt Moritzplatz 152.63, 152.64 und 152.65.

Besonders preiswerte Weine in Flaschen:

Mosel-Weine

Obermoseler	1,—
1914er Remicher	1,10
1911er Wormeldinger	1,30
1911er Enkircher	1,50

Rhein- und Pfälzer-Weine

1908er Gensinger	1,10
1911er Bingerter Kahlenberg	1,30
1912er Niersteiner	1,50
1910er Hallgartener	2,—

Rot- und Bordeaux-Weine

St. Laurent	1,40
1911er Cru du Moulin	1,60
1909er Saint Seurin	1,75
1911er Cru Bayle Soussans	2,—

Als Spezialität empfehlen wir:

Französischer Rotwein	per Ltr. 1,75
Obermoseler	1,10
Edenkobener	1,10
Tarragona (rot) portweinähnlich	2,25

In Korbfleschen von 5 und 10 Liter Inhalt.

In Gross-Berlin liefern 5 Liter oder 10 Flaschen frei Haus und bitten um gefl. rechtzeitige Aufgabe des Bedarfs.



Kaufe mein Bett.

Sochstein rot, dicht Daunentücher, große 1/2 Schlaf, Ober- u. Unterbetten u. 2 Kissen mit 20 Pfund neuen Saibannan, das Gebett 30,—, dasselbe Bett mit Daunentücher 30,—, Bettlaken herbstlich, Daunentücher 30,—, zwei 1/2 Schlaf Kissen jedes Bett 10,—, mehr. Kissen, Geld zurück, Bettlaken 10 Pf., Mat. frei, 30,000 Kunden, 1000 Danfart, Bettentabrik

Th. Kranefeld, Kassel 44.

Musiknotenmappe mit Notenpult

„Susanne“

(Patent Jean Joachim-Chaigneau)

Preis in Calico Mk. 4.—

Zu beziehen durch

Preussische Verlagsanstalt

G. m. b. H.

Berlin SW, Ritterstraße 50.

Anzeigen

haben in diesem Blatte eine weite Verbreitung.

Sommersprossen

entfernt nur Creme Any in wenigen Tagen garantiert! Machen Sie einen letzten Versuch, es wird Sie nicht reuen! Frko. M. 2,70 (Nachn. 2,85). Gold-Medaille London Berlin, Paris 1882 notariell beglaubigte Dankscrh. besitzt hierfür nurd. Apotheks z. elsener Mann, Strassburg 16 Ets.



ANZEIGEN haben in diesem Blatt die weiteste Verbreitung.



Gegen Gicht und Rheumatismus

nur Girheubin

Erprobtes Heil- u. Vorbeugungsmittel

Vollkommen unschädlich!

Reguliert die Magen- und Darmfähigkeit

Hunderte ärztlicher Zeugnisse, viele Anerkennungen!

Preis der Dose: Mark 3.50

Eine Kur = 6 Dosen: **Mark 18. — franko.**

In den Apotheken erhältlich
oder durch die

Girheubin G.m.b.H.
Berlin SW, Ritterstraße 50



Einige ärztliche Gutachten über Girheubin.

Dr. Walter V. . . . Bützow. Hierdurch teile ich Ihnen mit, daß ich mit den Erfolgen Ihres Girheubins sehr zufrieden bin und Ihr Mittel dort wirkte, wo andere gleichartige Präparate versagten.

Dr. med. F. . . . Kaulsdorf (Ostbahn). Nachdem ich in einem desolaten Falle von Arthritis urica die üblichen Mittel ohne Erfolg angewandt hatte, machte ich einen Versuch mit den von Ihnen zur Verfügung gestellten Tabletten in Verbindung mit Colchicum. Der Erfolg war ein guter, Patient kann schon wieder auf den Beinen stehen und in seinem Betriebe (Bäckerei) schon wieder nach dem rechten sehen.

Dr. N. . . . Frankfurt a.M. Sie sandten mir eine Probeportion Girheubin, ich habe mit derselben bei einer Patientin sehr gute Erfolge gehabt, der Rheumatismus verschwand bald.

Dr. B. . . . Wolfsbüttel. Habe Ihre mir geschickten Proben mit gutem Erfolge angewandt, weitere Proben nicht nötig, da ich die Güte des Präparates erkannt habe.

Dr. A. . . . Bensheim. Ich selbst fühle mich bei täglichem Gebrauch Ihrer Tabletten sehr wohl wie seit Jahren nicht und habe keine Beschwerden von meinen Nierensteinen mehr. Dieselben günstigen Beobachtungen habe ich bei verschiedenen meiner Patienten machen können.

Dr. R. . . . Uelsen. In einem Falle von rheumatischen Nervenschmerzen war die Wirkung ausgezeichnet. Die Schmerzen nahmen ab. Die Nachtruhe kehrte wieder. Der Erfolg war daher recht zufriedenstellend. Aspirin hatte hier versagt. Unschädlich scheint das Mittel auf jeden Fall zu sein.

Dr. L. . . . Friedberg (Oberbay.). Teile Ihnen mit, daß ich mit den beiden mir überwiesenen Proben bei einem Kranken günstigen Erfolg erzielte, weshalb ich die hiesige Apotheke veranlaßte, sich Ihr Girheubin beizulegen.

Dr. A. A. . . . Rosenheim. Habe Ihr Präparat selbst erprobt und bin mit der Wirksamkeit sehr zufrieden.

Dr. R. . . . Benrath. Ich habe in einem Falle von Neuralgie und einem von Muskelrheumatismus Girheubin versucht. Beide Fälle bestanden schon mehrere Wochen und zeigten bei Salicylbehandlung und Einreibungen keine Besserung. Nach Gebrauch von Girheubin wurden sie geheilt. Ich bitte um weitere Proben.

Dr. H. . . . München. Bei einem sehr alten Ischiasleiden sehr gute Wirkung. Die Schmerzattacken traten minder häufig und in längeren Intervallen auf, und konnte Patient während der Zeit, in welcher er den Tee trank, nachts ziemlich gut schlafen. Irgend welche schädliche Nebenwirkung konnte ich nicht wahrnehmen. Das Mittel wurde gut vertragen, und ich war mit dem Erfolge ganz zufrieden.

Dr. med. S. . . . Saarburg. Ich habe mit Ihrem Präparat jederzeit die besten Resultate erzielt, ohne jemals üble Nebenwirkungen gesehen zu haben.

Dr. W. . . . Baunach. Für die mir übersandte Probe Ihres Girheubins, das ich bei einem Falle von sehr altem Gelenkrheumatismus mit ganz überraschendem Erfolge verwendete, sage ich meinen besten Dank.

Dr. F. . . . Kosheim. . . . daß ich Girheubin bei einer 70jährigen Angehörigen, die seit 5 Jahren an chronischer deformierender Arthritis, namentlich der Kniee, leidet. Von allen bisherigen Mitteln nahm Betreffende das Girheubin am liebsten, wegen seiner guten Bekömmlichkeit und Fehlens jeder unangenehmen Nebenwirkung. Aber auch auf die in den Gliedern bestehenden Schmerzen hatte Girheubin einen merklich mildernden Einfluß. Während vorher Gehen nur an zwei Stöcken möglich, kann dieselbe jetzt ohne Stütze im Zimmer gehen. . . .

Dr. N. . . . Ingolstadt. Ein alter Gichtiker rühmte mir das Girheubin sehr.

Dr. T. . . . Altona. Freue mich, Ihnen mitteilen zu können, daß ich mit Ihrem Mittel sehr gute Erfolge in der Praxis gehabt und es auch ferner verordnen werde.

Dr. T. . . . Cöln a. Rh. Girheubin wirkte immer prompt.

Dr. Fr. W. . . . Neiphen. Das Versuchsobjekt war ich selbst, der ich seit mehreren Jahren schon an Muskelrheumatismus leide und Salicyl-Präparate mit nur geringem Erfolge genommen habe. Auch habe ich schon wiederholt Badekuren durchgemacht, doch mit nur vorübergehendem Erfolge. Aus diesem Grunde war ich auf die Wirkung Ihrer Tabletten doppelt gespannt. Nachdem ich ein Röhrchen — wenn auch nicht ganz regelmäßig — genommen hatte, ließen die Schmerzen nach; jetzt, nachdem ich auch das zweite Röhrchen genommen, verspürte ich nur noch des Morgens Schmerzen, die nach einiger Bewegung verzogen.

Verantwortlich für Schriftleitung, Geschäftliches und Anzeigen: Fritz Glöckel, Neudamm — Verlag: Preussische Verlagsanstalt G.m.b.H., Berlin SW63. — Rotationsdruck: Wilhelm Greve, Berlin SW63.